BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

Über den Autor:

James William Brown, geboren in Illinois, war Wallace-Stegner-Stipendiat in Stanford und hat zahlreiche Kurzgeschichten und Buchrezensionen veröffentlicht. In New York, Boston und Athen hat er als Verlagsleiter bei mehreren Lehrbuchverlagen gearbeitet. Nach zehn Jahren in Griechenland lebt er heute mit seiner Frau in der Nähe von Boston. *Ein Lied von Liebe und Verrat* ist sein erster Roman, der auf Deutsch erscheint.

James William Brown

Ein Lied von Liebe und Verrat

Roman

Aus dem
amerikanischen Englisch
von Axel Merz

BASTEI LÜBBE
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17845

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2017 by James William Brown
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »My Last Lament«
Originalverlag: BERKLEY, an imprint of Penguin Random House LLC, New York
Published by Arrangement with James Brown
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Heike Peetz, Berlin
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Unter Verwendung von Motiven von © shutterstock: smithbaker | Evannovostro
und © Arcangel: Cristian Bortes | ANNA MUTWIL
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
ISBN 978-3-404-17845-2

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für Jane *allezeit*,
und zur Erinnerung an
Mary Dodds Szasz

Zeit gibt auf alles eine Antwort,
ohne die notwendigen Fragen zu stellen.
Euripides

Kassette 1, Seite 1

Moment mal, wie starte ich dieses Ding? Ah. Vielleicht läuft es ja schon. Da blinkt jedenfalls ein rotes Licht, ein kleines feuriges Auge in dieser dunklen Küche. Ich schätze, ich muss in dieses Ding hier sprechen – Hallo, hallo da drin. Eins, zwei, drei, vier. Ich spule das mal eben zurück und spiele es ab, um sicher zu sein, dass ich alles richtig gemacht habe. Diese ganzen Apparate haben es nämlich irgendwie darauf abgesehen, mich zu demütigen. Technik bedeutet für mich, eine Kassette in einen Rekorder zu stecken, und das war es für mich. Keine Kommentare bitte. Okay, alles ist okay, auch wenn ich nie darauf gekommen wäre, dass ich so klinge in den Ohren anderer, alt und krächzend, wie ein altersschwacher Frosch.

So, nun denn, wo fange ich an? Mein Name ist Aliki, und ich bin das letzte berufsmäßige Klageweib hier in unserem Dorf im Nordosten von Griechenland. Das ist richtig, ich verfasse Klagelieder, sogenannte *mirologia*, Lieder für Totenwachen und Ähnliches. Na ja, eigentlich verfasse ich sie nicht wirklich. Ich scheine in einen besonderen Zustand zu fallen, und sie verfassen sich von alleine und strömen aus mir hervor wie ein langgezogener Seufzer. Vielleicht sind es ja nicht einmal richtige Lieder, mehr Sprechgesänge. Es ist ein alter Brauch in unserem Dorf, seit Ewigkeiten praktiziert von alten Frauen wie mir, obwohl ich, wie ich bereits sagte, die letzte in unserer Gegend bin. Und die Toten, über die ich klage, sie scheinen irgendwie um mich herum zu lungern, ob es mir nun gefällt oder nicht – Sie

werden bald verstehen, was ich meine. Die Toten scheinen nie fertig zu werden mit uns – oder sind wir es, die nie fertig werden mit ihnen?

Wenn jemand von einer der alten Familien hier in unserer Gegend stirbt, dann bitten mich die Hinterbliebenen um meinen Klagegesang. Sie wollen eigentlich keine Trauer, sondern die Stationen eines Lebens. Der Gesang kann lang oder kurz sein und ist nicht unbedingt traurig. Die Familie möchte das Gefühl, den Toten die traditionelle Ehre erwiesen zu haben, bevor sie den Leichnam zur Kirche fahren mit dem jungen neuen Priester, Vater Yerasimos. Die jüngeren Familien übergehen mich natürlich und wenden sich gleich an ihn, doch ich nehme es ihnen nicht übel. Ich bin hier für jene, die mich brauchen, und als Gegenleistung bekomme ich von ihnen, was immer sie zur Hand haben – ein paar Eier, Oliven, Käse, einen Laib Brot vom Vortag. Manche sind großzügiger als andere, doch ich nehme, was mir angeboten wird, und beschwere mich nicht. Niemand hat viel Geld dieser Tage, dank der Patzer und dem unverblümten Diebstahl unserer Regierungen in den vergangenen Jahren, ganz zu schweigen von den moralistischen Nachbarn im Norden. Andererseits brauche ich nicht viel; die Zeit hat mich klein gemacht. Das ist es, was die Jahre mit einem tun – sie lassen einen schrumpfen, indem sie jene wegpflücken, die man liebt, einen nach dem anderen, bis schließlich sogar die Erinnerungen schwinden. Letzten Endes ist man viel weniger als zuvor.

Ich kleide mich ausschließlich schwarz, wie es einst der Brauch war für Witwen und Klageweiber. Es ist immer noch mein Brauch. Mein Kopftuch ist ebenfalls schwarz, und wenn ich nach draußen gehe, ziehe ich mir ein Ende über Mund und Nase, um meine schlechten Zähne zu verbergen. Ich sehe aus wie eine Hexe aus dem Bilderbuch. Das Mädchen, das ich an jenem Tag war, als die Deutschen meinen Vater exekutierten,

würde die alte Vettel nicht wiedererkennen, die ich geworden bin.

Wo wir von meinem Vater sprechen – ich habe ihn heute Morgen schon wieder gesehen, in meinem Garten. Er angelte sich eine Zigarette aus seiner Hemdentasche, gleich neben den schwarz gewordenen Einschusslöchern in seiner Brust, und steckte sie sich an. Es erschien mir wenig sinnvoll, ihm zu sagen, dass Rauchen seiner Gesundheit wirklich schadet angesichts der Tatsache, dass er seit mehr als fünfzig Jahren tot ist. Da stand er also und erzählte mir abermals, dass die Dinge auf der anderen Seite nicht so anders sind als hier bei uns. Ich bin nicht sicher, ob ich überhaupt an eine andere Seite glaube, aber wenn die Toten auftauchen, dann sollte man im Zweifel schon irgendwie auf sie hören.

Wir stehen die ganze Zeit rum und reden über Politik, sagte er. *Alle reden auf einmal, unterbrechen sich gegenseitig und werden laut, und niemand ist mit irgendjemand anderem einer Meinung. Es ist genau wie im Leben.*

Es war im Jahr 1943, als die Deutschen ihn zusammen mit zwei anderen Männern aus dem Dorf exekutierten. Sie ließen alle drei vor der Steinmauer unter der Platane auf der *plateia* stehen und schossen sie nieder, einfach so. Sie steht immer noch da, die Mauer, und ich denke jedes Mal an ihn, wenn ich an ihr vorbeikomme.

Wir haben nicht mal mehr ein anständiges kafeneion *hier, wo man eine gute Tasse Kaffee trinken kann. Wir versuchen, eine Eingabe deswegen in Gang zu bringen, doch anscheinend kann man sich nicht über den Wortlaut einigen. Und es gibt niemanden, der die Sache vorantreibt. Anscheinend fühlt sich niemand verantwortlich.*

»Aber was ist mit den Heiligen?«, frage ich jedes Mal. »Oder mit der Heiligen Familie?«

Wir haben noch nie einen von denen gesehen. Und irgendwo

haben wir ganz bestimmt eine Bürokratie voll von Inkompetenten. Er nahm einen weiteren tiefen Zug von seiner Zigarette, lehnte sich zurück und blies einen perfekten Rauchring in die Luft. *Also alles ganz genau wie im Leben.*

Das war keine Überraschung. Man muss sich nur all die säuerlichen Gesichter auf den Kirchenbildern ansehen. Abgesehen davon, als wir in den 1940ern dahinsiechten, wo waren sie da? Keiner, der uns zu Hilfe gekommen wäre. Wozu sind sie dann überhaupt nütze?

Er zögerte kurz. *Geh wieder schlafen, Kind*, sagte er schließlich.

»Aber ich bin wach, ich stehe hier auf den Stufen zur Hintertür und sehe dir dabei zu, wie du dir die Lunge aus dem Leib rauchst.«

Meinetwegen, sagte er. *Schlafen, Wachsein – wo ist schon der Unterschied?* Und mit diesen Worten war er verschwunden.

Das ist so eine Sache mit den Toten. Sie sind leicht, unendlich leicht. Sie schlüpfen in unsere Welt und wieder hinaus, ohne dass es sie die geringste Anstrengung kosten würde. Wir hingegen wirken ausgesprochen schwer und träge und zerren unsere Leben hinter uns her wie einen alten Sack voller Steine.

Ah, warten Sie, was ist das für ein klickendes Geräusch? Vielleicht, wenn ich auf diesen Knopf hier drücke? Ehrlich, ich hoffe, wir werden nicht von ständigen Stopps und Starts geplagt. Dieser Rekorder und diese Kassetten wurden mir von einer griechisch-amerikanischen Gelehrten dagelassen, die mich vor ein paar Monaten besucht hat. Eine ernste junge Frau von einer amerikanischen Universität, die Forschungen auf dem Gebiet der ländlichen Klagebräuche betreibt, oder wenigstens hat sie das gesagt.

Verstehen Sie, wenn sie die Letzte sind in einer Linie von so gut wie allem, dann kommen die Leute vorbei, um einen zu studieren, als wäre man ein Esel, der vor der Fahne salutieren

kann. Wie man sich dabei fühlt, wollen sie von einem wissen. In meinem Alter gibt es eine ganze Menge zu fühlen, auf die eine oder andere Weise. Es ist mir ein Rätsel, wie ein Brocken Erinnerungen mit einem anderen Brocken aus einer viele Jahre entfernten Zeit zusammenpappen und schließlich zu etwas ganz anderem werden kann als dem, woran man sich beim letzten Mal erinnert hat.

Wie dem auch sei, diese Forscherin, eine *Ethnografin*, wie sie sich nannte, war ein hübsches kleines Ding, auch wenn ihre blonden Haare aussahen, als hätte sie sie mit einem Schneebesen bearbeitet und anschließend alles mit Leim gefestigt. Sie hatte so eine winzige Brille, die sie sich immer wieder auf der winzigen Nase zurechtrücken musste, während sie darüber redete, all meine Klagegesänge aufzuzeichnen. Sie stellte mir Fragen über das *Anderssein* einer Klagefrau und über etwas, das sie die *Poetik* der *Sozialkritik* nannte. Was konnte ich schon sagen? Ich sah sie nur an, während sie über hohe Stimmlage versus tiefe Stimmlage und eine Menge anderer Dinge redete, von denen ich noch nie gehört hatte. Wir saßen in der Küche – wo ich jetzt ebenfalls sitze –, und durch das Fenster konnte ich meinen Nachbarn sehen, den alten Stavros, wie er mit der Heugabel seinen alten Eselskarren belud. Eine Brise wehte das Heu hierhin und dorthin, doch was im Karren landete, sah ganz ähnlich aus wie die Haare meiner Besucherin. Ich konnte sehen, dass mein Schweigen sie nervös machte; anscheinend war ich nicht so ganz die Art von Subjekt, nach der sie gesucht hatte, das arme kleine Ding. Sie tätschelte sich immer wieder den Kopf, als wollte sie sich überzeugen, dass er noch auf ihrem Hals saß, um sich anschließend die Brille auf dem Nasenrücken nach oben zu schieben.

»Wie wir wissen, ist der Tod der Übergang vom Innen zum Außen«, sagte sie. Ihr Griechisch war gut, obwohl sie diesen flachen amerikanischen Akzent hatte – und ich nicht die lei-

seste Ahnung, wovon sie redete. »Würden Sie das nicht auch so sagen?«, fragte sie, als sie meinen verständnislosen Gesichtsausdruck bemerkte.

»Ich hab nie darüber nachgedacht«, antwortete ich. »Wollen Sie mir etwas über sich selbst oder Ihre Familie erzählen? Benötigen Sie meine Dienste? Sind Sie deswegen von so weit her gekommen?«

Nein, nein, sagte sie und errötete. Es wäre lediglich ihr Forschungsgebiet. Mediterrane Ethnografie. Sie versuche derzeit, sich zu etablieren, eine Publikation über eigene Feldforschungen zu erstellen. Sie hätte bereits eine Reihe anderer Klageweiber interviewt, die hauptsächlich heulten und jammerten, wie sie sagte, und wiederum andere, die über die Taten der toten Person sangen oder sie rühmten. Doch sie hatte bisher noch mit keiner Frau gesprochen, die Totenlieder verfasste.

»Wurden Sie schon einmal von jemand anderem interviewt?«, wollte sie von mir wissen.

»Nein, es sei denn, Sie meinen die Fernsehleute, die den ganzen Weg von Athen hergekommen sind. Und dann war da noch der Zeitungsreporter aus Thessaloniki. Aber niemand von der Universität, bis heute nicht.«

Sie schien erleichtert und sagte, sie hätte gerne, dass ich meine Totenklage in dieses Gerät hineinspreche, so ein kleines Ding, das sie in den Händen hielt und mit den Daumen bearbeitete. Es schien ausgesprochen störrisch zu sein, und das lag wohl daran, sagte sie, dass unser Dorf in diesem Tal auf der falschen Seite des Berges lag. Auch wenn sie sich für die Tatsache interessierte, dass die Isolation unsere Bräuche größtenteils unverändert erhalten hatte, schienen wir zu abgelegen zu sein für dieses kleine Ding.

Wir sind nicht abgelegen hier, sagte ich zu ihr. Abgelegen ist immer irgendwo anders, ein Ort, an dem man gerade nicht ist. Und ich weiß wirklich nicht, warum jemand die ganze Zeit so

ein Ding mit sich herumschleppt, das ihn nur ärgert, wie dieser kleine Apparat sie zu ärgern schien.

»Ich kann meine Klagegesänge nicht einfach ein- und ausschalten wie das Licht in der Küche«, sagte ich.

»Oh, ja, natürlich. Bitte entschuldigen Sie – das habe ich nicht bedacht. Ich hatte gehofft, Sie könnten es selbst aufnehmen, wenn Sie, na ja, in der richtigen Stimmung sind.«

Ich wollte das nicht weiter vertiefen, aber tatsächlich näherte sich Zephyra, meine alte Nachbarin und Freundin aus Kindertagen, in ihrem Haus ein Stück die Straße runter dem Ende (und tut dies noch immer). Das arme Ding, was für ein dürftiges kleines Leben sie doch gehabt hat. Es wird genügend Klagen geben, wenn es denn so weit ist.

Dann kramte die Gelehrte in ihrer Tasche und meinte, sie hätte sich schon gedacht, dass unsere Abgeschiedenheit ein Problem sein könnte, weswegen sie diesen kleinen batteriebetriebenen Rekorder mitsamt Kassetten mitgebracht hätte, den sie mir dalassen würde. Ich sagte nicht, dass ich ihn benutzen würde, aber ich sagte auch nicht, dass ich es nicht würde. Sie war schließlich von weit her gekommen, um mich zu sehen, also dankte ich ihr und gab ihr zum Abschied ein Glas von dem guten Honig mit, den wir in unserem Dorf machen, und sagte, sie solle mich ruhig bald wieder besuchen. Wir mögen unsere Sinne verloren haben, aber wir haben immer noch unsere Manieren. Sie sagte, sie würde sich melden.

Und das war eigentlich alles. Sie hat sich nicht mehr gemeldet, und ihr Besuch ist Monate her. Wer weiß, ob sie es noch mal tut? Nicht viele Menschen finden den Weg in unser Dorf, und von den wenigen kommen die meisten kein zweites Mal. Ihr Rekorder und die leeren Kassetten liegen hier rum, und manchmal glaube ich sie flüstern zu hören, sag mir, was du fühlst.

Was ich fühle, ist, dass die Zeit mir schon bald noch mehr

entreißen wird. Also denke ich, dass ich endlich anfange mit Erzählen, aber nicht nur über Klagegesänge. Ich würde gerne schildern, was sich ereignet hat, und zwar in der Reihenfolge, in der die Dinge geschehen sind. Ich würde gerne zurückkehren in jene andere Zeit, jene Zeit voller Geheimnisse. Aber es fühlt sich merkwürdig an, hier zu sitzen und mir selbst über mich selbst zu erzählen. Also, ich denke, ich werde Folgendes tun. Ich stelle mir vor, dass Sie zuhören, meine amerikanische Gelehrte, obwohl ich nur so wenig über Sie weiß. Na ja, es tut mir leid, was ich über Ihre Haare gesagt habe und so. Ich würde ja zurückspulen und meine Worte löschen, aber ich weiß nicht so genau, wie man das tut. Wenn Sie mir also verzeihen mögen, ich mache einfach weiter, tue so, als wären Sie interessiert an meinem Leben und den damaligen Zeiten, nicht einzig und allein an meinen Klagegesängen. Na ja, das sind Sie doch auch, oder nicht? Und natürlich sind Sie jung, und ich weiß nicht, wie viel Sie über den Krieg wissen und das, was danach kam. Ich habe gehört, dass man in Ihrem Land nicht viel Geschichte unterrichtet, auch wenn ich mir das kaum vorstellen kann. Es ist schwer zu glauben hier bei uns, wo wir nie über unsere glorreiche Vergangenheit hinwegzukommen scheinen oder damit aufhören können, sie mit unserer armseligen Gegenwart zu vergleichen. Mag es sein, wie es will, ich denke, ich werde hier und da ein paar Fakten einflechten.

Ich sollte allerdings auch anmerken, dass wir möglicherweise von Zeit zu Zeit unterbrochen werden, und zwar wegen meiner armen Freundin Zephyra. Sie hat länger durchgehalten, als irgendjemand erwartet hätte, aber sie ist zu guter Letzt doch in ihren letzten Tagen angekommen.

Oh, jetzt hat der Apparat aufgehört zu klicken. Also weiter.

Ich glaube, ich hatte von den gestohlenen Kürbissen erzählt. Oder nein, halt, ich war noch gar nicht so weit gekommen. Ich fange besser noch ein Stück weiter vorne an. Also, es war das

Jahr 1943, und die Deutschen waren seit einer Weile in unserem Dorf. Die Italiener waren zuerst da gewesen, aber dann hatten die Deutschen übernommen. Mein Vater hat immer gesagt, die Tatsache, dass sie überhaupt in unser Dorf gekommen sind, muss wohl eine bürokratische Verwechslung gewesen sein. Sie waren größtenteils in Athen und auf den Inseln; nicht viele waren auf dem Festland, das hauptsächlich von den Italienern besetzt gehalten wurde. Vielleicht hatte ein Schreiber einen Fehler gemacht und den Namen unseres Dorfes mit dem eines strategisch bedeutsameren Ortes verwechselt? Die Deutschen waren jedenfalls ganz bestimmt nicht wegen der Holzkohle hier, die in unserer Gegend produziert wurde. Sie wird aus den harzreichen Kiefern gemacht, die in den umliegenden Wäldern wachsen. Früher haben die Wälder meinem Großvater gehört. Sein Sohn, mein Vater, war der letzte Köhler in der Linie. Es war eine schwere Arbeit. Der oder die Letzte in einer Linie zu sein scheint im Übrigen ein Wesenszug unserer Familie zu sein. Vom Qualm des Schwelungsprozesses war seine Haut walnussbraun, und seine Kleidung hatte den unverwechselbaren Geruch von Harz angenommen. An den Männern in meiner Familie hatte schon immer diese eigenartige Mischung von Düften gehaftet – eine rauchige, harzige Männlichkeit.

Doch die Köhlerei kam im Verlauf des Krieges zum Erliegen, genau wie alles andere auch. Die Deutschen hatten, um sich selbst zu ernähren, unser Getreide genommen, unser Vieh und unser Olivenöl. Sie hatten sogar die Lerchen vom Himmel geschossen und gegrillt. Folglich hatten wir wenig zu essen, mit Ausnahme des Grünzeugs, das wir an den Berghängen fanden. Und so hatten wir so gut wie keine Energie und keinen Willen. Wir bewegten uns wie in Zeitlupe. Nahezu vier Jahre waren sie damals da, und ich war eben vierzehn geworden.

Zuerst hatten die Italiener das Land von Norden her erobert, nicht weit von hier, im Oktober 1940. Einige unserer Dorfjun-

gen starben an der albanischen Grenze, möge die Erde leicht auf ihnen ruhen, während sie sich bemühten, die Makkaronifresser aufzuhalten. Unsere tapferen Truppen schafften es sogar für ein paar Monate, unter Mitwirkung der britischen, australischen und neuseeländischen Streitkräfte. Doch im folgenden April war Hitler Mussolini zu Hilfe gekommen, und am Ende teilten die beiden uns zwischen sich auf wie zwei Wölfe, die sich um das gleiche Schaf streiten. Unsere Regierung und die königliche Familie flohen nach Kairo und überließen uns den Wölfen. Wir in den Gegenden, die die Deutschen besetzt hielten, beneideten jene in den anderen Gegenden, weil wir gehört hatten, dass die Makkaronifresser nicht so schlimm waren. Tatsächlich ähnelten sie uns ein bisschen in der Art und Weise, wie sie Regeln und Vorschriften ignorierten und stets bemüht waren, dem Leben ein wenig Vergnügen abzuringen, selbst in Kriegszeiten. Die Deutschen hingegen – bah. Sie ließen uns nicht mal einen Laib Brot.

Des Nachts träumten wir von Essen, von Osterlamm, über Holzkohle gegrillt, von duftender Eier-Zitronen-Suppe, von Schafsjoghurt mit Thymianblütenhonig und von köstlichen kleinen Fleischbällchen gewürzt mit Minze und Petersilie. Ich war besessen von Gedanken an Süßigkeiten, und die Vorstellung von Mandelplätzchen bestäubt mit Puderzucker war eine einzige Tortur.

Weil ich so wenig Kraft hatte, tat ich alles so, wie mein Vater es mir gesagt hatte, nur langsam, unendlich langsam, niemals hastig, niemals laut. »Stell dir vor, du tanzt am letzten Karnevalsabend«, hatte er gesagt. »Und jeder Schritt muss einfach sitzen. Beweg dich nicht, ohne vorher nachzudenken. Und wenn du dich dann bewegst, tu es langsam und bedächtig.«

Am Tag seines Todes war ich auf unserer Hauptstraße unterwegs zum Haus meines Freundes Takis, vorbei an ein paar Deutschen, die in der Nähe der Steinmauer auf der *plateia* in

Habacht standen, gleich bei der alten Platane, die wegen der Dürre zu vertrocknen drohte. Ein paar Dorfbewohner standen an der Seite, zurückgehalten von anderen Soldaten, und beobachteten eine Szene, während sie alle durcheinanderredeten. Ich drängte mich zwischen ihnen hindurch bis nach vorne, bis ich sehen konnte, wie mein Vater zusammen mit zwei anderen Männern an der Mauer stand. Indem ich mich so gewissenhaft bewegte, wie ich konnte, wollte ich zu ihm hin, damit er sah, dass ich genau das tat, was er gesagt hatte. Doch einer der Soldaten vertrat mir den Weg und stieß mich zurück. In diesem Moment bemerkte mich mein Vater. Er sah mich entsetzt an.

»Geh nach Hause, Aliki!«, rief er mir zu. »Jetzt, auf der Stelle, hörst du?« An eine der Dorffrauen gewandt fuhr er fort: »Chrysoula, nimm meine Tochter!«

Ich begriff, dass die Frau neben mir, die ihre Schürze vor das Gesicht gezogen hatte, um hineinzuweinen, die Mutter meines Freundes Takis war. Chrysoula ließ ihre Schürze fallen, packte mich bei der Hand und wollte mich wegführen, immer noch unter Tränen. Doch ich drehte mich um, gerade als die deutschen Soldaten ihre Gewehre hoben, und sie machten Geräusche wie Spielzeugwaffen: *pop*, *pop*, *pop*. Die Kappe meines Vaters flog davon, als er rückwärts umkippte. Rauchwölkchen stiegen von den Mündungen auf, und die trockenen Blätter der Platane raschelten.

Zuerst war mir nicht klar, dass sie ihn getötet hatten. Es hatte schon zuvor Exekutionen in unserem Dorf gegeben, wie ich später erfuhr, doch mein Vater hatte mich vor diesem Wissen geschützt. Als ich nun zufällig Zeuge der Hinrichtung wurde, begriff ich zunächst gar nicht, dass die poppenden Geräusche mit dem Umkippen meines Vaters in einem Zusammenhang standen.

Alles hatte mit diesen Kürbissen angefangen, die ich schon erwähnt habe, versteckten Kürbissen. Die Felder waren abge-

erntet, doch es gab eine Senke hinter einem davon, nicht gut zu sehen, wenn man nicht genau wusste, wo sie lag. Also zogen mein Vater und die anderen des Nachts heimlich los, um Gemüse und Obst zu pflücken und es in einem Erdkeller zu verstecken. Von Zeit zu Zeit aßen wir einen der Kürbisse, und ich kann gar nicht sagen, wie wunderbar der golden gekochte Kürbis in einer Zeit wie dieser schmeckte. Allein dieser butterige Geruch. Ich kann heute überhaupt keinen Kürbis mehr essen, weil die Erinnerung zu schmerzhaft ist. Irgendjemand hatte nämlich den für unsere Gegend verantwortlichen deutschen Offizier eingeweiht, Oberst Esterhaus. Die Zeit, in der ein Geheimnis geheim bleibt in unserem Dorf, währt nicht einmal dieser Tage lang, und damals waren die Leute zu jeder Erniedrigung bereit, wenn sie als Gegenleistung nur zu essen bekamen.

Oh, ich weine nicht mehr darüber. Ich bin wie ein alter Schwamm, den jemand zum Trocknen in der Sonne vergessen hat. Trocken wie Papier. Damals konnte ich nicht weinen, weil ich nicht glauben wollte, was alle mir erzählten, dass nämlich die Toten, einschließlich meinem Vater, wirklich und wahrhaftig weg waren und niemals wiederkommen würden. Ich gab es auf, mit den Erwachsenen darüber zu diskutieren, und hielt meinen Mund. Wenn man nicht antwortet, dann lassen einen die Leute meistens in Ruhe. Ich konnte es monatelang nicht über mich bringen zu reden.

Nach dem Begräbnis meines Vaters wurde ich von Chrysoula aufgenommen, der Frau, die versucht hatte, mich von der Exekution wegzuführen. Es gab keinen anderen Ort, wo ich hingekonnt hätte. Meine Mutter hatte das Dorfleben gehasst, hatte mein Vater mir erzählt, und war schon vor Jahren nach Athen davongelaufen. Mehr hatte ich nie darüber erfahren. Er redete nur selten über seine ausgerissene Frau, und ich hatte nur schwache Erinnerungen an sie. Es war eines der Mysterien mei-

ner Kindheit. Sie war immerhin meine Mutter – hatte sie mich nicht genug geliebt, um zu bleiben? Nachdem ich sie verloren hatte und auch meinen Vater, wurden Chrysoula und ihr Sohn Takis meine zweite Familie.

»Er war so ein guter Mann, dein Vater«, pflegte Chrysoula mit feuchten Augen zu erzählen. »Wir haben ihn alle sehr geliebt.« Vor dem Krieg war Chrysoula eine ansehnliche Frau gewesen mit lebendigen Augen und sehr bewundert von den Männern im Dorf. Doch als ich zu ihr zog, war sie längst zu einem Schatten ihres einstigen Selbst geworden in ihren alten Kleidern, die zu diesem Zeitpunkt mehrere Nummern zu groß geworden waren. In ihren Augen jedoch glitzerte immer noch das Licht von einst. »Du lebst jetzt hier bei Takis und mir«, sagte sie. »Und damit lebt ein Teil deines Vaters ebenfalls bei uns.«

Takis war es egal, dass ich den Mund nicht öffnen wollte, um zu reden. Er redete genug für uns beide. Das Haus war klein, und so mussten er und ich ein Zimmer teilen, sogar ein Bett. Er war zehn, und wir waren beide zu jung, um viel darüber zu wissen, was Erwachsene des Nachts im Bett miteinander machten. Wir spielten im Kerzenlicht auf dem Boden oder im Bett Karten und schlugen sie laut hin. Es war Takis, der mir beibrachte, wie man schummelte, indem man sich eine Karte in den Ärmel oder unter den Hintern schob. Dann nannte er mich Falschspielerin oder Gangster, und wir warfen uns die Karten gegenseitig in die Gesichter. Es war der beste Teil des Spiels. Endlich, als wir todmüde waren, kippten wir in unser Bett und sagten dem Gecko Gute Nacht, der in einem Riss in der Wand lebte.

Takis hatte seinen Füßen Spitznamen gegeben, Herr und Frau Schafhirte. Er wackelte mit ihnen unter der dünnen Decke und erfand Unterhaltungen zwischen den beiden.

»Ich habe schon wieder die Herde verloren, Frau Schafhirte«,

sagte er beispielsweise mit tiefer Stimme und wackelte dabei mit den Zehen des rechten Fußes.

»Ach du meine Güte, Herr Schafhirte!«, sagte er mit heller Falsettstimme und wackelte wild mit dem linken Fuß. »Waren es diesmal die Wölfe?«

»Sie haben jedes einzelne Schaf gefressen, Frau Schafhirte. Jetzt haben wir nichts zu Ostern.«

»Wir könnten den Säugling essen.«

»Frau Schafhirte!«

Chrysoula steckte den Kopf in die Tür und ermahnte uns, dass es genug wäre. Sie deckte uns ordentlich zu und sagte: »Haltet euch schön warm, meine kleinen Schnattergänse.«

Orion durchquerte in jenen Winternächten den Himmel über unserem Haus, während Eisblumen auf unserem Fenster wuchsen. Wie ich so dalag mit Takis, der leise neben mir atmete, wusste ich, dass wir diese eine große Sache miteinander teilten: das Mysterium, wie unsere Väter an einem Tag noch da waren und am nächsten nicht mehr und niemals wieder. Ich konnte den Tod einfach nicht akzeptieren. Die Alten im Dorf erzählten sich, dass die Seelen der Toten nach ihrem Begräbnis noch für neunzig Tage herumlungerten und zögerten zu gehen, während sie ihre alten Schuhe anprobierten oder sich direkt aus dem Topf Happen ihrer Lieblingsmahlzeiten stahlen. Manchmal hörte ich meinen Vater im Wind zwischen den Kiefern oder im Wasser des Löwenbrunnens nah unserem Haus oder in den Schreien der Vögel über unserem Dorf, auf ihrem Weg in den Süden, nach Afrika. Er hatte sich angewöhnt zu lamentieren und zu schimpfen, und das tut er bis heute. *Wo ist mein Werkzeug?*, verlangte er zu wissen. *Ich kann überhaupt nichts machen ohne mein Werkzeug!* Ich hatte keine Ahnung, was er mit seinen Werkzeugen anfangen wollte.

Ich überlegte, ob ich Takis davon erzählen sollte, doch es kamen keine Worte über meine Lippen, und außerdem hörte

Takis nicht gerne Geschichten über Väter. Sein eigener Vater war nicht da, und niemand erinnerte sich noch an ihn. Doch ich erinnerte mich daran, wie mein Vater zu mir gesagt hatte, dass im Kopf von Takis' Vater wohl irgendwas nicht richtig gewesen war und dass er sich Dinge eingebildet hatte. Er hatte beispielsweise geglaubt, das ganze Dorf wäre gegen ihn, und hatte ohne jeden Grund Schlägereien angefangen. Schließlich waren er und Chrysoula für eine Weile fortgegangen, und sie war ohne ihn ins Dorf zurückgekehrt.

Wir erwachten jeden Morgen zum Klang von Chrysoulas Stimme, die am Fenster andere Frauen rings um den Löwenbrunnen begrüßte. Die Häuser hatten damals noch kein fließendes Wasser, also kamen die Frauen tagein, tagaus zum Brunnen, um ihre Krüge und Eimer an dem Wasserstrahl zu füllen, der sich aus dem Maul des Löwen ergoss. Natürlich standen sie auch herum und hielten Schwätzchen. Chrysoulas Haus stand am nächsten beim Brunnen, und so hatte sie den Vorsitz inne.

»Guten Morgen, werte hässliche Nachbarinnen«, pflegte sie den anderen Frauen munter aus dem Küchenfenster zuzurufen. »Was haben wir denn heute wieder für Kümmernisse?«

Selbstverständlich kannte jede die Probleme der anderen, weil es hauptsächlich die gleichen waren: Hunger, Herzschmerz, Isolation und endlose Sorge, wie man am Leben blieb und den Deutschen nicht in die Quere kam. Das ließ jeden altern – selbst die jungen Frauen sahen aus wie alte Schrullen. Und trotzdem nahmen sie Chrysoulas Stichwort auf. »Wir mögen hässlich sein«, sagte eine von ihnen. »Aber wir sind wenigstens sauber. Wir sehen dich nur selten Wasser in dein Haus tragen.«

»Das stimmt«, erwiderte Chrysoula. »Ich reinige nur mit Bleiche. Sie ist viel besser geeignet, den Sabber eurer Männer von meiner Türschwelle zu wischen, nachdem sie die ganze Nacht dort verharrt und mich angebettelt haben, ihnen aufzumachen.«

Ringsum erntete sie kreischendes Gelächter, gefolgt von krampfhaftem Husten, weil so viele der Frauen krank waren. »Hier treiben sie sich also rum!«, rief eine von ihnen zurück.

»Und wir dachten, sie machen ihr Geschäft auf dem Plumpsklo!«, rief eine andere.

»Das ist doch fast das Gleiche, oder nicht?«, rief eine Dritte.

Weiteres Gekreisch, gefolgt von Hustenkrämpfen.

»Zu dumm, dass dein eigener Mann dich nicht befriedigen konnte, Chrysoula«, rief eine Frau. »Du konntest ihn ja nicht mal zu Hause festhalten, ist es nicht so? Kein Wunder, dass du versuchst, unsere Männer in dein Haus zu locken!«

Chrysoula wich jedem Hinweis auf ihren Mann konsequent aus. »Niemand muss eure Männer ins Haus locken, meine Lieben! Ein Blick auf euch genügt!«

»Oh, wir verfluchen unser Schicksal, nicht so wunderschön geboren worden zu sein wie Prinzessin Chrysoula«, sagte eine. Tatsächlich war Chrysoula genauso abgemagert und verhärmt wie alle anderen, was nicht zu übersehen war.

Trotzdem riefen sie im Chor: »Es lebe die wunderschöne Prinzessin Chrysoula, sie lebe hoch!«

»Heil und Leben der großen Schönheit!«

»Wenn wir doch nur aussähen wie sie, dann könnten wir unsere Männer in unseren Betten halten!«

So konnte das eine Stunde oder länger gehen, bis einige der Frauen auf dem Boden saßen oder lagen, erschöpft vom Lachen und Husten und von den gegenseitigen Beschimpfungen. Nach einer Weile kamen zwei deutsche Soldaten, um nach der Ursache für den Lärm und die Aufregung zu sehen und die Menge zu zerstreuen. Sie benutzten die Kolben ihrer Gewehre, um die Frauen zum Aufstehen zu bewegen. Natürlich sprach keiner der Deutschen griechisch, und so unterhielten sich die Frauen ungeniert über die Soldaten.

»Der da hat eine Stirn wie ein Affe!«

»Und seht euch nur den Hintern von dem da an! So hübsch wie der eines Mädchens!«

»Er ist wohl der gleichen Meinung. Seht nur, wie er geht! Als verlangte es ihm nach einem Klaps oder einem Kniff!«

»Oder noch mehr.«

Ihr schnaufendes Gelächter verlor sich in den Gassen des Dorfes. Nun verstehen Sie vielleicht, wo ich meine frühe Schulung als Klageweib erhielt.

Die meisten deutschen Soldaten waren eigentlich kaum mehr als Jungen. Sie hätten noch die Schulbänke drücken sollen, anstatt hier draußen herumzulaufen, wo sie von jedermann gehasst wurden. Manchmal stellten sie Mannschaften auf und spielten Fußball, und wir wurden als Zuschauer herbeibefohlen. Also standen wir schweigend da, während sie auf einem Spielfeld herumtollten und hinter einem Ball herjagten. Einmal requirierten sie ein paar unserer Esel und jagten die Tiere über das Feld, um Wetten auf den Gewinner abzuschließen. Alles, um die Zeit totzuschlagen an einem Ort, der ihnen unendlich langweilig vorgekommen sein muss.

Ich begriff nicht, was Krieg bedeutete – dass Fremde das eigene Land übernahmen, den Bewohnern das Essen stahlen, ihnen beim Verhungern zusahen und wegen ein paar Kürbissen Leute erschossen. Warum das alles? Es ergab keinen Sinn. Wir begriffen damals nicht, dass der eigentliche Preis für die Deutschen unsere Insel Kreta war mit ihren strategisch günstig gelegenen Flugplätzen und den Häfen mitten im Mittelmeer, die einen leichten Zugang nach Nordafrika und zum Mittleren Osten boten. Für uns hier im Dorf, abgeschnitten von der Welt, bedeutete der Fund einer angefaulten, wenngleich noch essbaren Kartoffel einen weiteren Tag Überleben, vielleicht sogar die Chance, ein wenig Vergnügen zu erfahren, um nicht innerlich genauso zu verschrumpeln wie von außen. So sind wir alle hier in unserer Gegend. Wir wissen, wie man mit einem Lachen

alles überwindet, einer geistreichen Bemerkung, einer kleinen Narretei. Es ist unsere uralte Gabe, selbst wenn wir in der Falle sitzen. Die Soldaten saßen natürlich genauso in der Falle wie wir. Ihnen fehlte unsere Gabe – auf der anderen Seite hatten sie die Gewehre. Jungen mit Gewehren – die alte, ewig gleiche Geschichte im Krieg.

Takis gefiel die Art und Weise, wie die Soldaten marschierten. Er imitierte ihren Stechschritt mit einem imaginären Gewehr über der Schulter.

»Hör sofort auf damit!«, schalt seine Mutter, wenn sie es sah. »Ich dulde keinen Deutschen in meinem Haus, nicht mal einen kleinen.«

An den meisten Morgen war es entweder geradewegs unmöglich, ihn zu wecken, oder er sprang aus dem Bett mit unzähligen Fragen auf den Lippen, die ihm im Schlaf gekommen waren. Dann rüttelte er mich wach und wollte von mir beispielsweise wissen, warum uns die Sterne nicht auf die Köpfe fielen. Oder: »Wenn ich hochspringe, warum lande ich dann nicht in einem anderen Dorf, wo sich die Erde doch dreht?«

Ich hatte keine Antworten; ich konnte mich immer noch nicht zum Reden überwinden.

Doch es gab auch Tage, an denen er schmollend herumlief, gegen das Mobiliar trat und jeden finster anstarrte. Ich nahm ihn mit zu den Holzkohlegruben, wo mein Vater gearbeitet hatte, unmittelbar außerhalb unseres Dorfes. Es gefiel ihm dort, sagte er, weil die Kiefern mit ihm redeten.

»Sie wollen mir beibringen zu fliegen, damit ich Bomben auf die Deutschen werfen kann.« Er legte den Kopf an einen Stamm und sagte: »Es tut mir leid, Aliki, aber sie wollen dich nicht lehren.«

Ich zuckte die Schultern und ging davon. Takis verlor das Interesse an den Kiefern und kam mir hinterher. Es gab keine Holzstapel mehr, weil die Deutschen sie als Feuerholz mitge-

nommen hatten, doch es lag jede Menge Rinde auf dem Boden. Ich zeigte ihm die Stelle, wo mein Vater und die anderen Männer Stämme zu kegelförmigen Haufen aufgeschichtet hatten, mit einem Luftloch in der Mitte, das bis nach unten reichte. Ich tat, als würde ich einen Haufen errichten, und machte ihm vor, wie sie das Holz schließlich mit Erde bedeckt und am Schluss glühende Kohle in das Luftloch geworfen hatten.

»Warum die Erde?«, wollte Takis wissen. »Wollten sie das Holz denn nicht verbrennen?«

Genau das wollten sie tatsächlich nicht. Ich wusste allerdings nicht, wie ich ihm das ohne Worte klarmachen konnte. Mein Vater hatte immer gesagt, dass alles ruiniert wäre, wenn der Stapel in Brand geriet, weil das Holz sich in Asche verwandeln würde. Solange es nur schwelte, verwandelte es sich mit der Zeit in Holzkohle. Manchmal fing der Stapel Feuer, und er musste darauf herumspringen und mehr Erdreich darauf werfen, um es zu löschen. Ich hatte ihn einmal dabei beobachtet. Es war ein verrückter Tanz auf dem Haufen gewesen, inmitten von all dem Qualm und Rauch, als er Hände voll Erde auf die Stellen geworfen hatte, wo kleine Flammen emporleckten.

Ich tanzte für Takis umher und warf Dreck hierhin und dorthin, bis er sich vor Lachen auf dem Boden wälzte. Wenn Takis lachte, schien es nichts anderes mehr zu geben auf der Welt als sein Vergnügen. Da war dieser halb verhungerte, dürre Junge – worüber lachte er bloß? Worüber lachte irgendjemand von uns, was das betraf? Die Frauen am Brunnen, Chrysoula, selbst die Deutschen wirkten nicht allzu unglücklich, hier festzustecken, während sie überall sonst den Krieg zu verlieren schienen – oder jedenfalls war es das, was wir spät in der Nacht im Kurzwellenradio hörten.

Es war illegal, ein nicht registriertes Radio zu besitzen, und die Strafe bei Zuwiderhandlung war der Tod. Doch Chrysoula gelang es irgendwie, dieses Radio vor den Deutschen zu ver-

stecken. Ich glaube nicht, dass es damals in Griechenland viele Kurzwellenradios gegeben hat. Chrysoula hatte ihres von einem Cousin bekommen, der Jahre vor dem Krieg in Ihr Amerika ausgewandert war. Wir wussten damals so wenig über dieses Land – es gab keine Filme und keine Wochenschauen in unserer Gegend, und wir sahen nur selten eine Zeitung. Was wir wussten, war, dass Ihr Mr. Roosevelt all die Yankees nach Europa geschickt hatte, um uns zu helfen, und das Radio sagte uns, dass die Yankees und die anderen Alliierten den Krieg gewannen. Und natürlich kam auch das Radio – groß und glänzend und mit der Aufschrift ZENITH – aus Ihrem Land. Demzufolge stellte ich mir Amerika als ein Land voller Radios vor, eines für jeden Mann, jede Frau und jedes Kind. Das Land der großen Radios.

Wenn ich dem Radio lauschte, meinte ich manchmal, meinen Vater gleich hinter der Stimme des Nachrichtensprechers hören zu können. Er stellte mir immer noch Fragen. Sie waren allesamt sehr eigentümlich: Ob er den Petroleumkanister im Keller aufgelassen hatte? Ob ich die Eier von der Henne gefunden hatte, die in den Wald entwischt war? Wo die Säge und die Axt waren, die er benutzt hatte, um die Kiefernstämme zu bearbeiten?

Die Toten verlassen die Erde, sagten die alten Dorfbewohner, doch sie schaffen es nicht, die Alltäglichkeit ihres Lebens hinter sich zu lassen. Sie sorgen sich um tropfende Wasserhähne oder unbezahlte Schulden oder Getreide auf den Feldern, das nicht abgeerntet worden war. Sie interessieren sich nicht für die großen Dinge wie Krieg oder Armut oder Glück oder den Verlust desselben. Doch wenn das Dach vom Stall ein Loch hat, dann sorgen sie sich bis über den Tod hinaus. Wenn ich meinen Vater etwas fragte, von dem ich meinte, die Toten müssten es wissen, beispielsweise, um was es in seinem Leben überhaupt gegangen war, dann erwiderte er jedes Mal, meine Frage wäre zu simpel und die Antwort zu kompliziert.